

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Arm und Reich

[urn:nbn:de:bsz:31-309734](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-309734)

In Kurzem gingen ihnen alle Brodstoffe aus. Man hatte bloß noch Pferde- und Maulthierfleisch. Die Soldaten fingen an muthlos und demoralisirt zu werden. Schließlich machte ein abschleudlicher Verrath der ganzen Sache ein schleuniges Ende. Oberst Lopez, Ritter der französischen Ehrenlegion, überlieferte dem Belagerer, General Gotobedo, den Schlüssel und in der Nacht vom 14. auf den 15. Mai rückten die Republikaner ganz stille in Quercetaro ein. Maximilian und seine zwei Generale wurden zum Tode verurtheilt. Die Erschießung fand am 19. Juni 1867 statt.

Noch nicht ganz 35 Jahre alt, endete dieser talentvolle, feurige junge Mann, den wir nicht ganz vom Ehrgeize freisprechen wollen, für eine schon zum voraus verlorene Sache sein Leben.

Er ging mit den besten Absichten, Ruhe und Frieden zu schaffen, und ein Volk, das durch endlose Revolutionen unglücklich und entmüthigt war, endlich glücklich zu machen, aus Europa fort. Er hat sein Ziel nicht erreicht. Ganz Europa war entrüstet über das entsetzliche Ende des Kaisers Maximilian, der ein Opfer des stuchwürdigsten Verraths geworden. Der 19. Juni ist für die Mexikaner ein merkwürdiges Datum. Kaiser Maximilian, als Augustin I, der 1833 verbannt wurde, aber wieder heimlich nach Mexiko zurückkehrte, wurde den 19. Juni 1824 ebenfalls von den Mexikanern erschossen. —

Italien steht noch in seiner Entwicklungsperiode, kämpft mit einer furchtbaren Schuldenlast, aus der es die eingezogenen Kirchengüter nicht herausbringen werden. Die vertriebenen Fürsten lassen dem Lande noch keine Ruhe und schüren da und dort, bezahlen und unterhalten sogar Räuberbanden, welche stetsfort das Land zu heunruhigen haben. In Rom sind 1867 an Peter und Paul eine große Anzahl von Bischöfen und Geistlichen zusammen gekommen. Dadurch ist natürlich viel Geld nach Rom geflossen und die Römer haben das Revolver auf eine Zeit wieder vergessen. Der Papst sprach von der Bedrängniß und den Feinden der Kirche etc., dem endlichen Siege und nahm natürlich circa 5—6 Millionen Peterspfennige in Empfang. Es ist dem Laien unbegreiflich, wie man schon Jahre lang die Begriffsverwechslung stets und stets wiederholt. Wenn man der Geistlichkeit an die weltliche Herrschaft und dem Geldsack nahe tritt, so hört man von der Bedrängniß der Kirche predigen. Wir wollen der Sache den Lauf lassen! —

Oestreich. Dieses Land birgt noch einen ungeheuren Reichthum von Rohstoffen in seinem Schooße, allein Nie-

mand beutet sie aus und weiß sie zu verwerthen. Die Steuerkraft des Landes nimmt eher ab als zu. Minister v. Beust will zwar jetzt Reformen vornehmen und der Reichstag hat sogar eine Revision des Konföderates beschlossen.

Am 8. Juni 1867 ließ sich der Kaiser auf den Krönungshügel in Pesth zum Könige von Ungarn krönen. Es war dabei eine unbeschreibliche Pracht und Herrlichkeit zur Schau getragen worden. Die Ungarn haben durch ihre Beharrlichkeit wirklich über das Kaiserhaus Oestreich einen großen Sieg errungen. — Ob es zum Frommen des ganzen Reiches beiträgt, daß Oestreich seinen Hauptschwerpunkt nach Ungarn verlegt, wird die Zukunft lehren. —

Frankreich. So oft der Kaiser mit lautem Pompe wieder von Gewähr neuer Freiheiten spricht, tritt das Gegenheil ein, d. h. er entzieht seinen Franzosen wieder ein Stück Freiheit. Dies haben sie im verfloffenen Jahre wieder erfahren. Die verfehlte mexikanische Expedition gab den Abgeordneten Veranlassung zu manch' bitterer Bemerkung, insbesondere in der Beantwortung der Thronrede. Was that der Kaiser? Er verbat sich die Beantwortung seiner Thronrede. Kurz, er hat es verstanden, sein Volk nach und nach unter den Daumen zu bringen. Die Explosion ist aber seiner Zeit nur eine desto stärkere. Im Jahr 1867 war eine Weltausstellung in Paris, die an Großartigkeit alles bisher dagewesene übertroffen haben soll. —

Es war dies auch wieder ein Befähigungs- und Zerstreuungsmittel für die Pariser-Kinder. Die meisten regierenden Kaiser, Könige und Fürsten aus Europa und theilweis aus Afrika und Asien haben die Ausstellung besucht. Dadurch kam natürlich viel Geld nach Paris und die Nation fühlt sich wieder angesehener und gehobener. Bald hätte Kaiser Alexander von Rußland diesen seinen Besuch mit seinem Leben bezahlen müssen. Ein junger Pole „Derejowski“ hat auf ihn geschossen. Die Kugel drang jedoch zuerst einem Pferde durch den Kopf, dann zwischen den Köpfen zweier Kaiser hindurch. „Derejowski“ wurde zu lebenslänglicher Zwangsarbeit verurtheilt.

Die deutsche Kunst, die deutsche Arbeit sowie der deutsche Fleiß und Fortschritt, fanden auf der Weltausstellung die lohnendste Anerkennung. —

Auch war der Kaiser von Frankreich sehr artig, und stattete mit der Kaiserin am 17. August 1867 dem Kaiser von Oestreich in Salzburg einen Gondolenz-Besuch ab; das Nähere hierüber wird im nächsten Jahre folgen.

Arm und Reich.

Der prächtige Donaufluß durchfließt ziemlich ruhig, wenn ihn nicht außergewöhnliche Naturereignisse zum reißenden Strome machen, einen Theil der fruchtbaren Baar und beflügelt erst zwischen Tuttingen und Sigmaringen durch tieferen Fall des Flußbettes seinen sonst sanften Lauf.

Auf dieser Strecke durchfließt er ein allerliebste, freundliches, wenn auch enges Thal. Im Halbkreise umschlingelt die Donau den lieblichen Kurort Beuron mit seiner prächtigen Klosterkirche und läßt den Wanderer, der dem Fluß entlang dahinschlendert, bald die noch ganz gut erhaltene Burg Wildenstein erblicken, welche

auf einem vielackigen Felsen erbaut, schon Jahrhunderte dem Zahne der Zeit und der Zerstörung trozt. Bald führt den Wanderer der Thalweg hart an Werrenwag vorbei und ladet ihn ein, hier Halt und einen Besuch auf dem Berge zu machen.

Der freundliche Wirth macht seinen Gästen gern die Freude, durch Abfeuern eines Böllers im Donauthale alle Echo zu erregen. Er öffnet auch bereitwillig das Zimmer, worin die vaterländische Künstlerin „Ellenrieder“ von Konstanz auf einer weißen Kalkwand mit schwarzer Kreide eine allerliebste Kindergruppe gezeichnet, welchen werthvollen Schatz der Wirth unter Goldrahmen bringen ließ.

In diesem freundlichen Thale lebten in der zweiten Hälfte des letzten Jahrhunderts die beiden Nachbarn Kuno Kunz und Hans Friedland. Kuno Kunz war der reichste Mann im Thale, dabei ungebildet, roh, stolz auf seinen Reichtum und seine vier Rappen. Er sah mit Geringschätzung auf seine Mitbürger herab und nahm in den durch Kriegsereignisse schlimmen Zeitverhältnissen für kleine Darleihen mancher herabgekommenen Familie ihren kleinen Grundbesitz weg.

In Messtirch nannte man ihn nur den reichen Kunz, auf dessen Name er sich nicht wenig einbildete.

In den drei Königen saß er mit Seinesgleichen und spielte nach einem Wochenmarkte manche

Nacht um Kasperle ($\frac{1}{4}$ Kronenthaler). Seine Frau, die er wegen ihrer blanken Thaler und nicht aus Neigung geheirathet, war ein gemüthliches, beschränktes Ding. Immer kränklich, verrietete sie zurückgezogen, so gut es ging, häusliche Geschäfte. Sie war keineswegs im Stande, ein größeres Hauswesen zu übersehen.

Hans Friedland, ein Schneider, bewohnte ein kleines Haus hart an Kunzens Scheune, nur durch einen schmalen Durchgang getrennt. Von Morgens früh bis Abends spät summelte er mit seiner Nadel wacker darauf los. Er verdiente so viel, als er für sich und seine Familie brauchte. Friedland war stets frohen Muthes; er piff oder sang unter der Arbeit seine Lieblingslieder.

Mancher vorbeileitende Wanderer blieb stehen und lauschte, wenn Friedland aus voller Seele mit heiterem Gemüthe und kräftiger Tenorstimme sang:

Arm und klein ist meine Hütte,
Doch leb' ich froh und frei.
Gott zeigt mir stetsfort seine Güte,
Und seine Huld wird täglich neu u. s. w.

Helena, die er sein liebes Weibchen nannte, paßte so recht zu seinem heitern Humor. Sie war schon frühe an ein hartes, armes Leben gewohnt. Mit Wenigem zufrieden, arbeitete sie gerne und war ein Muster von Reinlichkeit, Ordnungsliebe und guter Sitte.



Wenn sie Abends mit ihrem Manne auf dem Bänkehen vor dem Hause saß, und er von d. alten Burgbesitzern, von Johannes von Zimmern, von Werner ic. erzählte, lauschten seine zwei Kinder, die kleine Hilba neben der Mutter auf der Haustreppe sitzend, u. Heinrich, schon 6 Jahre alt, auf-

merksam am Schooße des Vaters ruhend. Oftmals kamen auch etliche brave Bürger herzu, die den gemüthlichen Friedland gerne erzählen hörten; sie brachten so die Feiertage recht angenehm zu.

Hans benützte diese Gelegenheit, um seine Mitbürger, die der Kriegslasten wegen muthlos werden wollten, aufzumuntern. Es gab früher auch schlimme Zeiten, meinte er, und so erzählte er alsdann die Bedrückungen und Plagen der Bürger im 15. und 16. Jahrhundert und einzelne Momente aus dem daraus entstandenen Bauernkriege; wie dortmals etwa 50,000 Bauern das Leben einbüßten, ohne von der Bedrückung und den unerschwinglichen Lasten, die ihnen von Adel und Geistlichkeit auferlegt wurden, befreit zu werden. Sie blieben hin wie her leibeigen. Dann sprach er über das Unheil, das durch den dreißigjährigen Krieg (1618 — 48) über unsere Gauen kam, 100,000 Städte und Dörfer in Deutschland niedergebrannt wurden und Deutschland nur noch 4 Millionen Einwohner zählte. Er erwähnte dabei auch die Werthlosigkeit des Grund und Bodens und der Gebäude in frühern Zeiten. So sei vor 400 Jahren die Hälfte von der Festung Wildenstein nebst dem halben Orte Leibertingen für 660 fl. (Goldgulden) gewerthet worden. Demnach war die ganze Burg Wildenstein nebst dem Orte Leibertingen dortmals 1,320 fl. werth, meinte Friedland.

Heinrich und Karl oder die Schuljahre.

Des reichen Kunzen Karl stand mit Heinrich im gleichen Alter. Ihre Erziehung und ihr Charakter war jedoch ganz verschieden. Karl war stolz, aufbrausend, eigenständig und eingebildet auf den Reichthum seines Vaters. Man ließ ihn zu Hause laufen und machen, was er wollte. Er hielt sich meistens unter den rohen Knechten auf, lernte Fluchen und rauchte schon aus einem kölnischen Pfeifchen wie ein Alter. Die Mutter meinte oft und sagte in guten Stunden zu ihrem Manne: wir sollten mehr Sorgfalt auf unsern einzigen Sohn verwenden. Wir schicken ihn nicht fleißig in die Schule, lassen ihm Alles zu. Mir folgt er nicht, und du thust ihm nichts. Da ist des Schneiders Heiner ein ganz Anderer. Er hat mir leztlich den Brief von meiner Schwester so schön vorlesen können. Unser Karl hat keine

Sylbe herausgebracht. Heiner ist auch so artig und bescheiden und seinen Eltern folgsam. Kunz: Sei still von diesem armen Bettelvolk. Ich kann ohnehin dem armen Friedland sein Gesang nicht mehr hören. Muß schauen, daß ich ihm denselben nächstens einstecke. Er macht mir's Kopfsweh. Unser Karl ist schon recht. Ich kann auch bloß meinen Namen schreiben und bin doch ein angesehenerer Mann, als der arme Schneider. Unser Karl ist leztlich schon ganz allein von Thiergarten mit den zwei jungen Pferden nach Hause gefahren. Unser Karl wird recht; laß ihn nur machen.

Es mochten 2 Jahre vergangen sein, da kam Karl nach einer Prüfung weinend nach Hause. Er klagte seiner Mutter, man sei mit ihm nicht zufrieden gewesen. Der Lehrer habe sogar vor seinem Vater gesagt, ich komme nie zur rechten Zeit in die Schule und sei auch sonst nicht fleißig. An Talent fehle es mir nicht. Ich muß immer zu unterst sitzen und des Schneiders Heiner sitzt zu oberst. Der Prüfungscommissär hat besonders heute den Heiner gelobt, und der Herr Pfarrer hat demselben ein Gesangbuch geschenkt. Eben trat Kunz ganz wüthig vor Zorn ein. Er war als Gemeinderath auch bei der Prüfung gewesen. Er ergriff seinen Karl beim Haare und schlug ohne ein Wort zu sagen unbarmherzig auf ihn zu. Die Frau wehrte ab, so gut es in ihren Kräften stand. Karl entwischte. Mariann, des Kunzen Frau, wollte weiter reden, des Schneiders Heiner loben. Der aufgebrauchte Mann warf ihr den Krug nach, daß er an der eisernen Ofenplatte in tausend Stücke zerschmetterte, schimpfte über den Pfarrer und Lehrer.

Unterdessen war in Friedlands Haus ein ganz anderer Auftritt. Heinrich sprang hüpfend vor Freude nach Hause und zeigte sein Geschenk. Die Eltern und Hilda besahen das Titelblatt und die Kupfersche. Sie freuten sich, ob Heinrichs Fortschritt und ermunterten ihn, so fort zu machen.

Nun traten die Jahre 1799 ein. — Es wurde da bei Rippingen unter Erzherzog Karl (Österreich) gegen die Franzosen unter Jourdan eine entscheidende Schlacht zum Nachtheile der Franzosen geschlagen, worauf letztere über den Rhein sich zurückzogen. Die Fürsten von Fürstenberg und Anhalt Bernburg blieben todt auf dem Schlachtfelde. Aber schon 1800 schlugen die

Franzosen unter Moreau gegen die Oestreicher unter General Krai, bei Engen und Meßkirch, wobei die Oestreicher immer im Nachtheile blieben.

Wenn das Donauthal auch nicht unmittelbar am Kriegsschauplatz lag, so hatte es doch genug zu leiden durch Durchmärsche und Einquartirung, Stellung von Fuhrwerken u. Kunz mußte 1800 mit einem Trupp und zwei Fuhrwerken nach Mengen fahren. Seine Knechte wurden genöthigt bis Niedlingen, und als die Soldaten, die ohnehin mit den Fuhrleuten nicht am sanftesten umgingen, gar Gewalt brauchten, sie bis Ulm und weiß Gott wie weit mitzunehmen, so ließen die Fuhrleute Roß und Wagen im Stich. Sie suchten zu Fuß, so gut es eben ging, die Heimath

wieder zu erreichen. Von des Kunzen Kappen hat man nie mehr was gehört.

In die gleiche Zeit fällt ein Unglück im Orte. Dem Nachwächter Philipp, Wittwer u. Nachbar von Friedland und Kunz, brannte sein Häuschen nieder. Mit Mühe wurden Kunzens Scheune und Friedlands Haus gerettet; aber Philipp selbst verlor, bemüht seine besten Habseligkeiten zu retten, in den Flammen sein Leben. Die Theilnahme am traurigen Schicksale dieses zwar armen, aber pflichtgetreuen Ehrenmanns, war eine allgemeine.

Er hinterließ bloß ein zweijähriges Mädchen, da seine Frau am Nervenfieber kurz vorher starb. Die Ortsvorsteher suchten nun für die kleine



Wie der reiche Kunz aus der Schulprüfung nach Hause kommt.

Waise Agnes ein Unterkommen. Sie meinten, Kunz könnte am besten dieses Kind in seine Wohnung aufnehmen. Da er sich jedoch entschieden weigerte, und die Waise Agnes bereits an den Wenigstnehmenden sollte vergeben werden, erbarmte sich Helena über Agnes und die Friedland'schen Eheleute nahmen das elternlose Kind unentgeltlich in ihr Haus auf. Helena sagte: Wo zwei Kinder essen, essen auch drei. Gott wird uns das Wenige segnen.

Sie erzogen es mit Hilda, die bereits schon ein Jahr die Schule besuchte. Helena hielt ihre Kinder und Agnes an zur Keuschheit, Ordnungsg-

liebe, zur pünktlichen Folgsamkeit, zur Aufrichtigkeit und Wahrheitsliebe, gewöhnte sie schon frühe an eine angemessene Arbeit und suchte bei jeder Gelegenheit Sinn für Tugend und Recht bei ihnen zu erwecken.

Des Nachbarns Karl, der unterdessen 14 Jahre alt geworden, aber wie an Alter so auch an Rohheit und Ungezogenheit zunahm, plagte und neckte nicht nur bei jeder Gelegenheit Hilda, wenn sie mit Agnes spielte oder am Hause vorbeilief, auch andere Kinder fürchteten den brutalen Karl; denn keines kam an Haus und Hof vorbei, ohne von Karl verspottet oder mißhandelt zu werden.

Sein Vater Kuno sagte zwar oft: das ist ein Dunderskerli, der Karli! Der leichtsinnige Junge aber sah in diesen Worten des Vaters eher ein Lob als einen Tadel.

Des Friedlands Heinrich war als erster Schüler nunmehr aus der Schule entlassen. Er arbeitete jetzt mit seinem Vater auf der Profession. Bald war er ein geschickter Arbeiter, las in den freien Stunden gute Bücher; hatte nur Kameradschaft mit den bessern Burschen, suchte seine Vergnügen in Gottes freier Natur, wozu das Donauthal mit seinen herrlichen Felsblöcken, Thalschluchten, Buchwaldungen, Burgen, die schönste Gelegenheit bot.

Groß und Klein, Jung und Alt hatte den bescheidenen Heinrich gern. In der Kirche hat er die Gemeinde mit seiner prächtigen Alt- und später Tenorstimme erbaut. Sein Lehrer liebte ihn wie seinen Sohn.

Ein Ereigniß.

Schon strichen die Winde über die Stoppeln, der Landmann brachte seine wenigen Kartoffel, die das nasskalte Jahr 1805 hervorbrachte, ein, die Waldungen verloren allmählig ihren grünen Schmuck und die Fischweier am Donauströme und die Staaren sammelten sich zur Reise. Es war einer der letzten warmen Herbsttage, da stieg aus einer Kutsche von Beuron her kommend, ein fremder, gutgekleideter, manerlicher Herr im Gasthause ab.

Nachdem einige schwerbepackte Koffer in's beste Zimmer des Wirthshauses verbracht, der angekommene Herr den Zimmerschlüssel zu sich genommen, ließ sich letzterer eine Flasche Wein geben und fragte den Wirth über Dies und Jenes. Er erkundigte sich auch darnach, was des alten Friedlands Hans mache, ob er noch lebe ic.

Er ließ den Wirth näher rücken und ein Glas bringen; er wolle auf gute Gesundheit mit ihm anstoßen.

Von dem gemüthlichen Wirth erfuhr er sodann: des alten Friedlands Hans wohne noch in seines seligen Vaters Häuschen, habe eine brave Frau, zwei Kinder und ein Adoptivkind von dem bei einem Brande verunglückten Nachwächter Philipp. Seine Kinder gehören zu den eingezogensten und ordentlichsten im Dorfe. Die Familie lebe glücklich, sei, wenn nicht reich, doch

angesehen und geachtet. Durch die Einquartirung und die Kriegslasten sei eben Jedermann hier in Schulden gerathen. Der Fremde schien genug zu wissen und befriedigt zu sein. Um den Disfurs nicht ganz abbrechen zu müssen, warf sich der Wirth auf die Politik und Zeitereignisse. Er fuhr fort. Die Franzosen werden immer übermüthiger; sie sind in allen ihren Unternehmungen glücklich. Da lesen sie wieder. Er gab dem Fremden die Zeitung. Dieser las: Nachrichten von Ulm. „Am 20. Okt. 1805 wurde von dem gänzlich unsfähigen österreichischen General Mak, nachdem ihn der französische General Ney (später Herzog von Elchingen) bei Elchingen am 14. in einem Gefechte geschlagen und zum Rückzuge nöthigte, wornach Mak nichts Eiligeres zu thun wußte, als sich mit seinem Heere in die Festung Ulm zu werfen, die ganze Festung an Napoleon übergeben. Dreißigtausend Oestreicher, unter ihnen 18 Generale, legten vor Napoleon ihre Waffen und 40 Fahnen nieder; auch traten sie ihrem Feinde zugleich 60 bespannte Kanonen ab. General Mak ist in Anklagezustand versetzt.“ Der Wirth wurde böse über diese unerhörte Schmach, schimpfte auf die schlechte Anführung der Oestreicher und sagte: Herr! sie werden sehen, bevor wir 1806 zählen, ziehen die Franzosen in Wien ein. — Und so kam es auch.

Der fremde Herr meinte, wiewohl er ein anderes Vaterland habe, so liegen ihm Deutschlands Geschicke gleichwohl am Herzen. Das Unglück werde aber den Einzelstämmen schon noch die Augen öffnen. Er sei fest überzeugt, daß die Deutschen schließlich die Nothhösler noch über den Rhein jagen. Bis dorthin werde aber noch mancher Unschuldige in's Gras beißen müssen. — Er wolle jetzt hier einen Besuch machen und werde Abends wieder kommen.

Der Fremde, dem der Wirth Neugierde halber seine kleine Christine nachgeschickt, begab sich direkte an Kunzens Haus vorbei zum Schneider Friedland. Der Schneider war nicht wenig überrascht über diesen vornehmen Besuch, starrte zuerst den stumm vor ihm stehenden Herrn an, erhob sich dann schnell von seinem Arbeitstische und rief: Ach Gott! mein Bruder! Und indem sie sich grüßten und umarmten rief Hans nach Helena und seinen Kindern. Alle kamen herbei und freuten sich, daß Anselm Friedland, den sie schon lange für todt hielten, wieder da sei.

Mit Blitzesschnelle verbreitete sich die Kunde durch den Wirth, dem die Christine die Scene in's Schneiders eiligst hinterbracht, und durch die geschwägige Schneckenliesel, der es die Christine im Vorbeirennen nur oberflächlich mitgetheilt, von Anselm Friedlands Ankunft aus Amerika.



Ah Gott! Mein Bruder!

der Kutscher an den Koffern tüchtig lupsen mußte.

Anselm sollte auf Heinrichs Wunsch von seinen Reiseabenteuern und Erlebnissen erzählen. Allein

Anselm glaubte: dazu sei es ein andermal noch Zeit; er wußte nicht, wo er anfangen u. aufhören müßte. Unterdessen trieb die Neugierde mehrere Bauern in's Wirthshaus. Anselm und Hans kamen später auch dahin. Viele ältere Männer grüßten den Anselm freundlich, ihn als ihren früheren Schulkamerad erkennend. Es gab einen lustigen Abend. — Anselm würzte die Unterhaltung durch seine anziehenden Erzählungen aus Amerika und den großen Städten, die er gesehen. Er sprach von New-York, London, Pa-



ris &c. Man hätte im Wirthszimmer ein Mäuschen laufen gehört, wenn Anselm sprach.

Die Nachricht, daß die Festung Ulm in die Hände der Franzosen gefallen, trat im Augenblick in den Hintergrund. Die Schneckenliesel wußte schon von zwei schweren Koffern voll lauter Gold zu erzählen. Der arme Hans werde jetzt steinreich, und die Helena wolle nur noch seidene Kleider tragen. — Man spreche davon, Anselm woll. da bleiben und dem Kunz seinen Hof ablaufen, den er dann seinem Bruder Hans schenke. Er selbst baue eine Fabrik an die Donau hinab. Solches und anderes närrisches Zeug wurde durch die Schneckenliesel erzählt. Lauter Früchte ihrer Phantasie, die nur aus der Beobachtungensprangen, daß

Kunz hatte schon vom einfältigen Geschwätz der Schneckenliesel gehört. Unrichtigkeiten und Dummheiten glaubt man von jeher lieber, als die Wahrheit. Kunz ging nicht in's Wirthshaus. Er hatte vielmehr vor, heute Nacht dem Friedland die Fenster einwerfen zu lassen. Es wollte sich nur kein Knecht dazu verstehen.

Anselm wurde bald ein wahrer Wohlthäter für seinen Vaterort. Er hatte zwar keine zwei Koffer voll Gold, wie die Liesel erzählte; aber immerhin war er ein reicher Mann, der nicht auf den Gulden zu schauen hatte. Mancher Mann war um seine Ziege, mancher um seine Kuh gekommen. Viele befanden sich in den Händen der Bucherer. Allen half er. Da sich sein Bruder beharrlich weigerte, sein Vaterhaus zu verlassen, in dem er mit seinem lieben Weibchen und den braven Kindern bisher so glücklich gelebt hatte, so machte er seines Bruders Besitzthum wenigstens schuldenfrei und erwarb ihm einen schönen Acker und einen hübschen Baumgarten.

Ein Spaziergang.

Die Frühlingssonne hatte bereits mit dem meisten Schnee aufgeräumt; es strichen wieder wärmere Winde durch's Thal. Es war recht einladendes Wetter; daher die ganze Friedland'sche Familie sich am Josefstag vom Better Anselm zu einem Spaziergange auf Wildenstein einladen ließ.

Anselm, Hans, und Heinrich, denen sich der damalige Lehrer anschloß, gingen voraus. Helena folgte mit Hilda und Agnes. Better Anselm hatte dem Heinrich, der nur Bruchstücke aus seines Veters Erlebnissen wußte, schon längst versprochen, bei einer schicklichen Gelegenheit zusammenhängend in Kürze die letzten 30 Jahre aus seinem Leben erzählen zu wollen.

Es sind gerade heute 30 Jahre, begann er, daß ich zu Hause Abschied nahm, von einigen Freunden begleitet, thalabwärts schritt. In Beuron besuchte ich noch die prachtvolle Klosterkirche. Noch nie hat dieselbe mit ihren Prachtgemälden und dem wunderbaren weißen Pferde (am Plafond der Kirche) einen so tiefergreifenden Eindruck auf mich gemacht, was ich jedenfalls meinem dortmals bewegten Gemüthe zuschrieb. Ich faßte da wirklich gute Entschlüsse und gelobte mit Gottes Hilfe ein rechtschaffener, ehrbarer,

unverdorbener Mensch bleiben zu wollen. Später arbeitete ich in Freiburg, Kolmar, kam nach Lüttich und Antwerpen. Ich lernte da verschiedene Gebräuche, Sitten und Menschen kennen.

Unter meinen Mitgesellen waren die verdorbensten Bursche von der Welt. Sie wollten mich natürlich auch hinab in's Lasterleben ziehen, aber so oft sie auch einen Versuch machten, kam mir jenes wunderbare Pferd in der Klosterkirche zu Beuron vor. Es ließ mich nie aus den Augen, und ich meinte oft, es komme auf mich zu.

Jenes Gelöbniß, ein braver Mensch bleiben zu wollen, stand wieder vor meiner Seele. Meine sittliche Kraft fühlte sich gestärkt. Als ich noch in Lüttich war, brachten die Zeitungen die Unabhängigkeitserklärung von 13 Provinzen der heutigen nordamerikanischen Staaten (England gegenüber.) Bald kam's in Amerika wirklich zu einem siebenjährigen Kriege. Die zwei dortmals größten Männer „Georg Washington“, als trefflicher Heerführer und „Benjamin Franklin“, als weiser Staatsmann, übten eine unwiderstehliche Anziehungskraft auf meinen jugendlichen Geist. Ich wollte diese zwei Männer, die sich aus dem Bürgerstande emporzuschwangen, selbst sehen. Mit einigen guten Freunden schiffte ich mich 1779, nachdem bereits Amerikas Unabhängigkeit von Frankreich anerkannt war, auch letzteres die Amerikaner gegen England kräftig unterstützte, in Antwerpen ein. Wir hatten eine gefahrvolle Fahrt. Einhundert und zehn Tage brachten wir auf dem Meere zu, bis wir endlich halbverhungert im Hafen von Philadelphia einliefen. Philadelphia war damals die Kongressstadt. Bei der allgemeinen Geschäftsstockung gab's keine Arbeit; es regte sich auch in mir und meinen Freunden der Geist der Freiheit und wir entschlossen uns, den Amerikanern bei ihrem Unabhängigkeitskampfe beizustehen. Jedem wurden nach Beendigung des Krieges fünfshundert Acker Land versprochen. Als Handgeld erhielt jeder 20 Dollar ausbezahlt. Es wurde mit wechselndem Erfolge hartnäckig gekämpft. Das Vertrauen auf Washington war allgemein. Es ließ uns nie muthlos werden. Die uns gegenüberstehenden englischen Generale waren ziemlich unfähige Leute. Der Marsch nach Virgintien, den Washington mit Täuschung seiner Feinde ausführte, entschied schon 1781 die Unabhängigkeit. Bei diesem denkwürdigen Zuge wurde ich bei

der Einnahme eines kleinen Ortes von einem fanatischen Engländer, der mir an Gewandtheit und Kraft überlegen war, bis in's oberste Stockwerk eines Hauses verfolgt. Ich hielt mich für verloren; denn schon war ich am linken Fuße gefährlich verwundet. Doch kam's im Zimmer nochmals zu einem heftigen Gefechte. Da plötzlich stürzt ein hübsches Mädchen aus einem Nebenzimmer heraus und wirft sich zwischen uns. Wir sind beide ebenso entzückt über dieses schöne Wesen, als erstaunt über ihren Muth. Sie verlangt von uns Einstellung der Feindseligkeiten. Ich sank vor Erschöpfung und Blutverlust zusammen. Nachdem ich wieder zum Bewußtsein kam, lag ich verbunden in einem dunkeln, prächtigen Zimmer.

Vor mir stand meine Ketterin Anna. Ich lag bis zur vollständigen Genesung hier. Die Engländer waren geschlagen und zurückgedrängt.

Annas Mutter, eine ehrwürdige, ältere Frau und zugleich Wittwe, nannte ich meine zweite Mutter, Anna meine Schwester. Nach Beendigung des Krieges und nach dem Friedensschlusse von Paris 1783 wurden mir meine 500 Acker Land zugetheilt. Ich erzielte annehmbare Preise, da die Einwanderung dortmals sehr groß und die Anfrage nach Grund und Boden stark war.

Mit meiner Baarschaft kehrte ich wieder zu meinen braven Leuten zurück. Annas Mutter lernte mich werthschätzen und Anna liebte mich. Wir verbanden uns zu einer glücklichen Ehe. Mein Handelsgeschäft, das ich gründete, erfreute sich bald guter Kundfame. Ich erwarb mir Vertrauen und Kredit. Aus dem einfachen Orte wurde in 10—12 Jahren eine der bedeutendsten Städte am Botomak und mein Haus das bedeutendste Handelshaus.

Mit meiner lieben Gattin lebte ich 20 Jahre in ungetrübtem Frieden. Nachdem sie aber dem gelben Fieber erlag, so hätte ich dortmals gleich mein Geschäft aufgesteckt und mich wieder in's Donauthal begeben. (Das Alter sehnt sich wieder dahin, wo man die Jugendzeit erlebte, warf der Lehrer ein.) Ja, es ist so, aber meine vier Kinder hielten mich natürlich zurück. Letzten Herbst nun habe ich meinen zwei Söhnen das Geschäft übergeben, die zwei Mädchen sind gleichfalls glücklich versorgt. Ein unwidertreiblicher Drang zog mich nach Deutschland. Es gefällt mir hier wieder; ich fühle mich ganz verjüngt.

Aber da stehen wir ja vor der Fallbrücke und Wildenstein haben wir also erreicht. Die vier Männer schritten in die alte Burg und ihre kräftigen Tritte wiederhallten in den großen Gängen. Selena kam etwas später mit den Mädchen. Hilda schmiegte sich an den Better und Agnes setzte sich auf Heinrichs Schoos.

Abwechslungsweise erzählte der Lehrer und Hans von den frühern Besitzern und den Schicksalen auf Wildenstein. Der Thorwart führte sie schließlich in allen Theilen der Burg herum. Auf dem Heimwege erfuhr die Gesellschaft, daß Kunz gestern nicht vom Wochenmarkt heimgekehrt, sich aber beim Spielen und durch sein Prahlen in Kaufhandel verwickelt habe. Er sei gefährlich verwundet. Man habe ihn aber jetzt von Thiergarten hergeführt. Die Schneckenliesel wußte schon auf's Tüpflein, wie's gegangen sei, wie viel Kunz verspielt und wer ihn so elend zu gerichtet habe. Der Scheurrenkäter erzählte sie, die Hälfte von seinem Hirn liege droben an der Gutensteiner Steig; sie habe es selbst gesehen.

Ereignisse v. 1806.

Im Laufe des Frühjahrs und gegen den Sommer zu gings in Deutschland wohl am tollsten zu. Der übermüthige Franzosenkaiser schaltete und waltete ganz so, wie er wollte. Das Heer der Franzosen stund in Süddeutschland. Baiern wurde so erschöpft, daß man, um die ärgste Noth zu befriedigen, Getreide dorthin senden und Napoleon 1 Million Franken zur Unterstützung anweisen mußte. Napoleon setzte deutsche Fürsten ab, löste Bisthümer auf, gründete neue Fürstenthümer in Deutschland und Italien. Diese verschenkte er an seine Verwandte und Generale. Uneinigkeit in Deutschland nahm zu und Preußen, woher allein noch Rettung zu hoffen war, konnte sich zu keinem entschiedenen Schritt verstehen. —

König Wilhelm war zu unbeständig und hörte, eingeschüchtert durch neue Siege Napoleons, mehr auf den gewissenlosen Minister Gauwitz als auf Patrioten, wie Stein, Arndt &c. Endlich löste sich im Juli 1806 das deutsche Reich auf. Frankreich schob somit einen großen Keil zwischen die zwei gedemüthigten Staaten Oesterreich und Preußen ein, indem die Fürsten von Mittel- und Süddeutschland zum sogenannten

Rheinbunde gehörten und Napoleons gehorsamste Diener waren. —

In dieser Zeit der Erniederung und des Glends in Deutschland, reiste Anselm mit Heinrich und Hilba nach Amerika ab. —

Hans entschloß sich nur schwer zu diesem Schritte, aber er wußte seine zwei Kinder in guten Händen, denen seines Bruders, und daß dieser auch in der Lage war und den guten Willen hatte, für sie zu sorgen. — Hier in Deutschland war ohnehin in den bedrängten Tagen auch nichts Gutes für seine Kinder zu hoffen. —

Die Trennung.

Die Abreise von Anselm und seines Bruders Kinder wurde von den bessern Bewohnern des Ortes nur ungern gesehen. Da gabs noch manchen warmen Händedruck und viel Dank einem Wohlthäter zu spenden, der in so armen Zeiten so viele Noth im Stillen gelindert und manche Thräne getrocknet hatte. Nach dem alten Satz: Man schätzt die Quelle erst dann recht, wenn sie versiegt, floßen auch heute viele Thränen bei Anselms Scheiden. Heinrich und Hilba, welche letztere unterdessen zu einem blühenden gar hübschen Mädchen herangewachsen, waren im ganzen Orte ihres stillen und eingezogenen Betragens wegen beliebt.

Hans, Helena und Agnes begleiteten sie bis Beuron. Der Better führte sie alle in die Klosterkirche. Er erinnerte an das wunderbare weiße Pferd und ermahnte den Heinrich, ebenso die Gelübde zu machen, wie er vor 31 Jahren. —

Der Abschied war ein harter, ein furchtbar herber Schmerz lag auf dem Mutterherzen und die Kinder weinten laut auf, als sie von ihrer Mutter noch zum letztenmale so warm umarmt und ans treue Herz gedrückt wurden. Helena meinte im Heimgehen, wenn sie den Schmerz früher hätte ermessen können, so wäre ihr derselbe wohl erspart worden; sie würde nie in Anselms Plan eingewilligt und die Kinder dem großen Weltmeere anvertraut haben.

Friedland tröstete seine liebe Frau. Ihre Kinder seien in guten Händen. Nach mehreren Jahren werden sie dieselben wieder sehen. Es sollte jeder Mensch fremdes Brod essen müssen.

Er habe kein Bangen für seine zwei Kinder; sie seien gut erzogen, sittlich gut, nicht an Luxus und Wohlleben gewöhnt, wissen sich in Alles zu schicken und haben nebenbei beide den Kopf auf dem rechten Fleck. — Agnes war jetzt Helenas Trost und Freude; und hielt das Mädchen viel fester in der Hand wie sonst und vries jenen Tag einen glücklichen, an dem ihr der Gedanke kam, ein armes verlassenes Waisenkind aufzunehmen, das sie nunmehr zu einem liebenswürdigen Mädchen herangezogen hatte. Die aufgewendeten Opfer seien bereits durch die Freuden reichlich bezahlt, die ihnen Agnes durch ihr eingezogenes stilles, sittsames Betragen und ihre Anhänglichkeit gemacht.

Nachrichten.

Nachdem das Jahr 1806 ohne irgend eine Nachricht von den Kindern erhalten zu haben, verstrichen war, begannen die Friedland'schen Eheleute besorgt zu werden. Die Schneckenliefel verbreitete bereits im ganzen Thale die Nachricht, das Schiff, auf dem Anselm und des Friedlands Kinder gewesen, sei mit Mann und Maus untergegangen. Dabei erzählte sie die kleinsten Einzelheiten wie wenn sie's mit eigenen Augen gesehen hätte. Hans Friedland hatte seines Brudersöhnen bereits vor Wochen seinen Kummer über die Ungewißheit und die Gerüchte mitgetheilt und dringend gebeten, ihn doch schleunig durch gute Nachrichten von seiner und der Helena Besorgniß zu erlösen. — Bezüglich der Kriegsergebnisse schrieb er, der Kriegsschauplatz habe sich nunmehr ganz nach Norden gezogen, und Napoleon gehe damit um, Preußen vollständig zu ruiniren. Bereits habe Preußen durch den Frieden von Tilsit die Hälfte seines Landes verloren, habe nur noch 5 Millionen Einwohner, müsse circa 200 Millionen Kriegsteuer bezahlen und sei ganz unselbständig geworden u. d. gl. Von Ortsangelegenheiten berichtete er, daß dem Kunz seine Frau das Zeitliche gesegnet habe, der alte Kunz aber seit jenem Josefstag noch nie ganz genesen sei. Karl, der junge Kunz, sei bereits in seines Vaters Fußstapfen getreten. In Spiel-, Rauf-, Streit- und Genußsucht thue es ihm keiner vor. Da die Marianna nunmehr todt sei, so wäre es ein Glück, wenn bald eine tüchtige junge Frau in's Haus käme.

Es mochten 10—12 Wochen vergangen sein, da endlich bringt der Gerichtsbote von Stetten einen Brief aus Amerika; er war von Heinrich geschrieben und lautete etwa so:

Allerliebste Eltern! Bitter leid thut es mir, wenn Ihr wegen Hilda und mir je einen Augenblick in Sorgen und Kummer waret. Schon zweimal schrieb ich euch; allein es scheint, daß die Briefe, die jeweils über Bremen und Hamburg gehen sollten, des unglückseligen Krieges wegen nie in Euere Hände kamen. Unser lieber Vetter Anselm ist ein Muster von einem Mann. Kein Vetter hätte besser für Hilda und mich sorgen können, als er. Wir besuchten auf unserer Reise Paris und hielten uns dort 8 Tage auf. Paris glich einem großen Heerlager, Napoleon richtete sich gerade gegen Preußen. Hilda und ich fanden an diesem Soldatentrost kein Vergnügen. Deshalb verwandten wir mehr Zeit auf die Betrachtung der Merkwürdigkeiten von Paris. Vor den Schaufenstern überall nur die Gefechte und Schlachten, die von den Franzosen gewonnen wurden. Dies ist, sagte mein Vetter, eine kluge Berechnung, um die Nation immer in Aufregung und Begeisterung zu erhalten. Die Ehre, die meinen Vetter in den großen Handelshäusern zu Theil wurde, machte mich stolz auf unsern Familiennamen „Friedland.“ Davon hat man im Donauthale keine Ahnung und unser Dheim hat wirklich viel zu bescheiden von sich, seiner Familie und seinem Reichthume uns berichtet. Wir kamen nach einer 20 tägigen ganz glücklichen Seereise wohlbehalten in Philadelphia an, besuchten noch die prächtige Stadt Washington.

Der Empfang unsers Dheims durch seine Söhne und Töchter war ein brillanter. Er zeigte, wie herzlich ihn seine Kinder lieb haben und wie gut er sie einst erzogen haben muß. —

Ich arbeite im Geschäfte meiner Vetter, die mir, wenn ich fleißig, brav und ehrlich bleibe, jährlich 800 Dollar gutschreiben.

Habe ich erst einmal Geld im Geschäfte, so erhalte ich einen verhältnismäßigen Antheil am Gewinne. Wie ich sehe, ist man mit mir zufrieden. Den hohen Werth der Schule kann ich jetzt erst ermessen. Wenn ich nicht eine gute Schulbildung genossen hätte, so würde man mich mit dem besten Willen gar nicht im Geschäfte haben brauchen können. Ich werde meinem

lieben Lehrer bald selbst schreiben, um ihm wiederholt herzlich zu danken. — Meine Vetter führen mich auch in gute Gesellschaften ein; kurz — mein Glück ist, wie ich meine, fest begründet. Hilda besucht hier eine Töcherschule und hat in Allem, was ein Mädchen ziert, überraschende Fortschritte gemacht. Unser Vetter will ihr eine Erziehung, wie sie in den besten bürgerlichen Familien üblich ist, geben lassen. — Sie führt übrigens nebenbei unserm lieben Dheim sein bescheidenes Hauswesen. Wir reden oft von unsern lieben Eltern. Daß Agnes euch so viele Freuden macht und theilweisen Ersatz bietet bei unserer Abwesenheit, dachte ich zum Voraus. Sie ist ein gar zu liebes, gutes Kind.

Seid also um uns ohne Sorgen. Es könnte uns ja nicht besser gehen. Der beiliegende Wechsel, den Euch Vetter Anselm schieft, wird Euch, wenn Ihr etwa durch neue Kriegsbereignisse in Noth kommen solltet, aus jeder Verlegenheit reißen. Braucht Ihr's nicht für Euch, so helfet damit unverschuldetes Glend lindern u. s. w. Viele herzliche Grüße u. schließen diesen Brief.

Begebenheiten im Donauthale.

Die Schneckenliesel hatte auch von diesem Briefe gehört. Diesmal aber trug sie dessen Inhalt nicht so eifrig im Dorfe von Haus zu Haus. Viele Menschen, besonders sogenannte Schwäger, sagen immer lieber das Schlimme von ihren Mitmenschen, als das Gute. —

Zum Glück oder Unglücke, wie wir wollen, passirte gerade am Kirchweihsonntag auf Werrnswag etwas, was der Schneckenliesel ziemlich Stoff lieferte. Des Kunzen Karl, der nunmehr eine silberbeschlagene Peise rauchte, eine zollbreite, silberne Uhrenkette unter der Weste hervorhängen ließ, beim Laufen schon seit Jahren wie jeder eingebilddete Bauernjunge mit dem ganzen Körper nach Rechts und Links wiegte, kurze Lederhosen, einen Sammtspenser, ein rothes Scharletleinleibchen und eine Pelzfappe trug, deren Form fast jetzt wieder in Mode ist — gerieth beim Tanzen durch sein händelsüchtiges brutales Wesen in Streithandel. Dies war zwar dortmals üblich; denn keine Kirchweih lief ohne Handel und Streit ab. Die Folgen waren freilich jeweils verschieden. Diesmal hatte der Matheis von Langenbrunn zwei Rippen ab und ein Loch

im Kopf; des Speckbaschis Michel von Schwenningen zwei Stiche im Oberschenkel, des Kunzen Karl hing das Aug heraus und hatte zwei Stiche im Arm; kleine Verletzungen hatten noch Diefse und Zene.

Die Schneckenliesel und Schnurrenkäter brachten nun über den Verlauf der Blessuren verschiedene Gerüchte in Umlauf. Bald war der am Sterben, bald dieser schon gestorben. Der Matheis von Langenbrunn komme 1½ Jahr ins Zuchthaus. Dies habe sie vom Amtschreiber von Stetten selbst gehört.

Die Schnurrenkäter nahm den jungen Kunz beim Wirth übrigens in Schutz. Sie meinte, das habe ihm die verstorbene Bet angethan, daß er händelsüchtig sei; dafür könne er nichts.

O, seid doch nicht so einfältig, sagte der Wirth. Karl ist nie erzogen worden; man ließ ihm stets seinen eigenen Willen und derlei verzogene Bürschlein lernen nie Reson. Sein Vater wird noch manches Stücklein von ihm erleben müssen. Wie man einen jungen Menschen erzieht, so muß man ihn haben. —

Als Karl so übel zugerichtet in das Haus getragen wurde und der Thatbestand der Streithändel durch's Gericht festgesetzt war, ging es ihm sehr hart. Seine Mutter war todt. Im Hause waren bloß rohe Mägde, die ihrer Arbeit nachgehen mußten und den Karl liegen ließen. Da zeigte sich Helena wieder recht aufopfernd; manche Stunde, manchen Tag brachte sie an Karls Bett zu, ihn mit Allem versorgend, was nöthig war.

Die Mägde sind roh und unwissend, der alte Kunz ist immer böse und besoffen; er schaut nie nach seinem Sohne. Karl ist wirklich arm und verlassen, erzählte Helena Abends ihrem Manne. Seine Wunden bedürfen zudem der größten Sorgfalt, wenn er gut curirt werden wolle. Auf einem Auge bleibe er blind; dagegen könne durch fleißiges Umschlagen und vorschriftsmäßige Behandlung die Entstellung im Gesichte sich wesentlich besser gestalten. —

In diese Zeit fällt der Zug der Franzosen und ihrer Deutschverbündeten gegen die Spanier. Baden hatte auch sein Kontingent zu stellen. Aus unserm Orte im Donauthale wurden übrigens nur 4 Mann gezogen, die zur spanischen Armee kamen. Es fielen 3 davon bei der denkwürdigen Belagerung von Saragoßa, die den

Spaniern 45,000 Mann kostete. Die Engländer drangen damals unter Wellington in Portugal vor. Gleichzeitig kämpften die Tyroler unter Andreas Hofer gegen die Bayern und Franzosen ihren heldenmüthigen aber nutzlosen Kampf.

Heinrich und Hilda wechselten mit ihren Eltern unterdessen alljährlich eilige Briefe. Letztere erfuhren von ihren Kindern nur Gutes und Erfreuliches. Schneider Friedland unterließ in keinem Schreiben von der guten Agnes, ihrer Arbeitsamkeit, Anhänglichkeit und Aufopferung zu erwähnen. Agnes erhielt aber auch von Heinrich und Hilda reiche und schöne Geschenke.

Es war an einem Samstag Abends; da marschirten 5 Bursche ziemlich kleinlaut ins Dorf hinein. Sie wollten, wie sie sagten beim Wirth eine Halbe Bier trinken. Der Wirth und die Christine grüßten sie freundlich und freuten sich, daß sie wieder da seien. Sie hatten nun ihre Strafen von wegen dem Scharmizel auf Werrnweg abgesehen.

Kunzens Karl sagte, er wolle jetzt ein anderer Mensch werden. Jeder, selbst des Speckbaschis Michel von Schwenningen gelobte von jetzt an, vernünftiger sein zu wollen. Er habe dünne Suppe essen müssen. Dem Wirth gefielen die Bursche besser, wie früher. Ihr müßt nun jetzt euere Vorsätze auch halten. Es wird euch Ehre machen, wenn ihr den großen Schaden, der durch euere Dummheiten den Eltern erwachsen ist, wieder gut zu machen sucht.

Der Förster, der Lehrer und Friedland saßen am hintern Tisch. Der Förster sagte, es schade nichts, wenn man mitunter ein Exempel statuirt. Die Streithändel seien bei jedem Tanze oder sonstiger Belustigung an der Tagesordnung gewesen. Wie schön wäre es doch, wenn junge Leute sich auch gegenseitig verträglich zeigten.

Der Wirth hatte auch am Herrentisch, so nannte man den runden am Ofen, Platz genommen und war mit der Ansicht des Herrn Förster vollständig einverstanden.

Der Lehrer lenkte nun das Gespräch auf die Politik und da war's eben stetsfort Napoleon, der Gewaltige, um den sich die Geschicke Europas drehten. Der Förster meinte, indem er sein kleines Pfeifchen auskloppte, es könnten nun den Leuten bald die Augen aufgehen. Sein liberales

Auftreten und sein Sinn für Beseitigung der Vorrechte von Adel und Geistlichkeit haben in letzter Zeit stark gelitten. Die geistlichen Güter habe er zwar an sich gezogen, aber dem Volke, woher sie doch eigentlich kamen, nicht gegeben. Er behalte alles für sich, seine Verwandten und Generale, schaffe eine Anzahl Fürsten und Herzoge ohne Land, die seiner Zeit große Einkünfte vom Schweisse des Volkes beziehen. Ob diese Zustände wohl haltbar sein werden? Der Förster bezweifelte dies. Sie stießen zum Abschiede an und entfernten sich.

Dem Karl Kunz war kein gar freundlicher Empfang geworden. Der Vater war stetsfort fränklisch, ging wenig mehr aus und bemerkte endlich den zerrütteten Zustand seines Hauswesens. Karl suchte bald die Schlafstätte. Der alte Kunz, viel im Selbstgespräche redend, klagte über das elende Leben, über seinen misrathenen Sohn, über die schlechten Zeiten. Wir hätten freilich den Buben besser erziehen und ihm eine bessere Bildung geben lassen sollen. Mein Nachbar in seiner armseligen Hütte ist jetzt geehrt und geachtet. Man hört von seinen Kindern und selbst von der Agnes nur Löbliches. Bei mir ist's umgekehrt. Es fragt kein Mensch mehr nach mir und auf meinen Karl werden morgen die Leute mit Finger deuten. Mit dergleichen Gedanken und Selbstgesprächen wälzte sich der lebensatte Mann in seinem Bette. Es war ihm stets so bange und schwer ums Herz. Er hätte in seinem Zustande wirklich Mitleid verdient, aber dies spendete ihm nur Helena und Agnes, wenn sie ihn zuweilen besuchten. Von seinen Freunden, mit denen er früher in den drei Königen um Käspere gespielt, ließ sich keiner mehr sehen. —

Die Falle, oder ehrlich währt am längsten.

Die Gebrüder Friedland bewohnten in Amerika ein hübsches Haus. Im ersten Stockwerke waren die Geschäftslokale.

Der erste Kassenbeamte des Geschäfts „Herr Kron,“ ein geborener Engländer, war schon lange im Geschäft, gut bezahlt und führte ein flottcs Leben. Er war genussüchtig, eitel und spielte gern. Er schien an dem jungen Friedlande Wohlgefallen zu haben und war im Geschäfte sehr artig gegen ihn. Mit Staunen bewunderte

er aber auch Heinrichs leichte Fassungsgabe, sein Talent fürs Rechnungswesen und kluger Spekulation. Bald regte sich in Herrn Kron Neid und Mißgunst gegen Heinrich. Außerlich änderte er sein feines Betragen keineswegs, aber innerlich hatte er beschlossen, den Heinrich in's Verderben zu stürzen. Dieser Sturz sollte ihm die Brücke werden, über die hinweg er schreite, um sich aus der stets näher an ihn herantretenden Verlegenheit zu helfen.

Unter dem Vorwande, den Heinrich in die Führung des Hauptbuches einzuweisen, überließ er ihm oft auf einige Stunden das Hauptbuch und die Kasse.

Heinrich besorgte Alles mit der größten Gewissenhaftigkeit. An einem Sonntag früh hielt der Herr des Hauses, Friedland-Beat, Kassensturz und fand Alles in bester Ordnung.

Am Montag darauf überließ Herr Kron um 10 Uhr abermals dem Heinrich das Hauptbuch nebst Kasse und entfernte sich mit dem Vorwande dringender Geschäfte. Als am Nachmittag wieder das ganze Personal in größter Thätigkeit war, Herr Kron aber im Begriffe war, eine bedeutende Summe einzupacken, brach er, erbleichend wie eine Leiche in den Ausruf aus: Herr Jesus! Ich wurde bestohlen. Heinrich sprang gleich zu Friedland-Beat.

Dieser fand bei seinem Erscheinen seinen Kassier ganz starr und bleich vor der Kasse sitzen, stets die Worte murmelnd, bestohlen, bestohlen, schändlich bestohlen! Friedland-Beat drehte den Schlüssel im Geschäftszimmer. Es sahen sich also sämtliche Leute darin eingeschlossen. Die Kasse wurde gestürzt. Es fehlten 6000 Dollar in Papierscheinen, die nach der gestrigen Aufzeichnung noch sollten vorhanden sein. Friedland-Beat schickte nach einem Polizeibeamten. Nachdem derselbe den Thatbestand aufgenommen, erklärte er die beiden, Herrn Kron und Heinrich Friedland, als verhaftet. Beide wurden abgeführt.

Der Beamte, Herr Schwich sagte, von Friedland-Beat im Weggehen begleitet, es scheine ihm, daß Heinrich der Schuldige sein werde, und doch sehe er so ehrlich und offen aus.

Friedland-Beat erwiderte: gebe Gott daß ihre Vermuthung sich nicht bewahrheitet. Es ist nicht möglich, wenn auch die Umstände alle gegen ihn sprechen. Ich halte ihn eines solchen

Bergehens nicht für fähig. Der alte Friedland und Hilda waren in größter Bestürzung über Heinrich's Schicksal. Jeder Zutritt oder schriftliche Verkehr ward ihnen verweigert. Hilda bat inbrünstig, Gott wolle doch Heinrich's Unschuld bald an den Tag kommen und den wirklichen Thäter einfinden lassen. Jetzt war ihr die Trennung von ihren Eltern nicht zu weit. Noch weiter würde sie sich weggewünscht haben. Welcher Kummer, welche Schande für sie, wenn sie von Heinrich's Schicksal wüßten. Anselm hatte Mühe, Hilda zu beruhigen und zu trösten.

Die Untersuchung nahm für Kron einen so guten Verlauf, daß er sich bereits befreit und sein Ziel erreicht glaubte; allein es trat plötzlich eine ganz andere Wendung in die Sache. Friedland's Beat, der nunmehr selbst die Kasse führte, wollte eine Rolle Gold anbrechen, nahm 2 Stücke heraus und kam dann auf einen Bleizylinder, am andern Ende der Rolle war's wieder so. Die Rolle war gefälcht; aber ihr Werth 300 Dollar war von Kron's Hand angeschrieben. Dies brachte seiner bisherigen vermeintlichen Ehrlichkeit einen starken Riß bei. Die Polizei wurde wieder in's Geschäftszimmer erbeten und siehe da, 10 gefälchte Rollen fanden sich vor, alle von Kron's Hand angeschrieben.

Als der Richter mit dieser Entdeckung gegen Kron auftrat, sah sich derselbe emlarvt. Seine Sache stand schlimm. Eine neue Haussuchung entdeckte in Kron's Zimmer in der Tapetenwand eine auch für's geübteste Auge verborgene Thüre zu einem geheimen Kästchen. Hier lagen 6 Scheine à 1000 Dollar, zudem fanden sich mehrere falsche Wechsel vor. Die Untersuchung war geschlossen, Kron verurtheilt und Heinrich auf freien Fuß gesetzt.

Das war eine Freude und ein Glück in Anselm's Wohnung. Hilda weinte vor Freude; sie dankte dem Himmel für die glückliche Wendung und den gerechten Ausgang dieser Sache. Bald erschien Friedland's Beat. Er überbrachte Heinrich eine Urkunde, wornach nun seine bis jetzt beim Hauße Friedland erworbenen 3200 Dollar im Geschäft mit Gewinnantheil angelegt; er aber selbst mit bedeutender Aufbesserung erster Kassenbeamter an Kron's Stelle werde. —

Friedland's Beat erzählte nun, Kron habe folgendes Geständniß abgelegt. Er habe schon etliche Jahre theuer gespielt, Vieles verloren und

gar luxuriös gelebt. Daburch sei er verleitet worden, anfangs nur kleine Summen, später größere zu entwenden. Er habe seine Zuflucht zur Täuschung durch Bleizylinder statt Geldrollen genommen und diese Rollen stets als Kassenvorrath verrechnet.

Wäre ihm beim Spiel das Glück günstig gewesen, so würde er den Kassendiebstahl nach und nach wieder ersetzt haben. Da ihn aber seit lange das Unglück entschieden verfolgte, so hätte er mit dem zuletzt begangenen Diebstahl das Weiße suchen aber dennoch der Welt gegenüber ehrenhaft aus dem Geschäft austreten und Heinrich statt sich in's Unglück stürzen wollen. — Die weltliche Gerechtigkeit und höhere Fügung haben dies anders gelenkt. Trotz seiner Verurtheilung fühle er sich jetzt im Herzen doch glücklich, weil er sein Schicksal verdient habe.

Bei diesen glücklichen Menschen trat ein hübscher junger Mann ein; er wollte seinen Freund Heinrich begrüßen und beglückwünschen. Es war Adolph Rau, ein Gewürzhändler aus der Stadt, Hilda's Bräutigam. Hilda war ein einfaches, gemüthliches Mädchen, voll stillen Ernstes, hübsch gewachsen wie ihre Mutter Helena. Ihre blonden Haare zierten ein allerliebsteß ovales Gesicht. Sie war ein Muster von Häuslichkeit, Sparsamkeit, konnte vortheilhaft kochen und jede Sache im Hauswesen, jedes Kleidungsstück praktisch ausnützen. Sie fund im praktischen Sinne den eingeborenen Amerikanerinnen nicht nach. Diese trefflichen Eigenschaften hatten dem Gewürzhändler Rau, dem alle, auch die vornehmsten Kaufmannstöchter der Stadt zu Gebote stunden, für Hilda entscheiden lassen. —

Er freute sich aufs Herzlichste, daß die Untersuchung für seinen künftigen Schwager Heinrich so ehrenvoll geendet und Herr Friedland eine so glückliche Wahl des neuen Kassiers getroffen habe.

An Herrn Kron, äußerte er, triffi's wieder recht zu, was ein altes Sprichwort sagt:

Ein Schurke sang es noch so listig an,

Die Wahrheit schlägt zuletzt doch den eignen Mann.

Das erste, was Heinrich zu thun hatte, war die Meldung der glücklichen Ereignisse an seine Eltern. Zuerst meldete er die Verlobung von Hilda mit Gewürzhändler Rau. Better Anselm und er haben statt der Eltern zu dieser bloß aus Reigung hervorgegangenen Heirath die Ein-

willigung gegeben, und bitte Hilba nur noch um den elterlichen Segen. — Herr Rau habe hier ein sehr rentables Geschäft gegründet, sei ein sehr braver, solider und angesehenener Mann. Seit etlichen Tagen sei er, (Heinrich) Kaffier im Geschäfte seiner Vetter, sei sehr gut bezahlt und habe Antheil am Gewinn. — Um den Eltern keinen Kummer zu machen, verschwieg er die Geschichte von Herrn Kron und seine Verwicklung in dieselbe.

Karl und Gertrud.

Seit wir das Donauthal verlassen, um den Ereignissen in Amerika zu folgen, hat sich gar Manches zugetragen. —

Hans Friedland stund inzwischen mit großer Gewissenhaftigkeit und in gemeinnützigster Weise dem Amte eines Vogtes (Bürgermeisters) zur allgemeinen Zufriedenheit vor.

Kuno Kunz hatte unterdessen, kaum 54 Jahre alt, das Zeitliche gesegnet. Er blieb bis an sein Ende unzufrieden, wurde sogar leutscheu und mußte sich manche Entbehrung gefallen lassen. — Er sah wohl ein, daß Karl ein zerrüttetes Hauswesen zu übernehmen hatte und es war ihm bereits für Karls Zukunft bange. Im Donauthale war Karl und sein Hauswesen in übeln Rufe. Es kostete viele Mühe und der Schnurrenkäter und Schneckenliesel manchen Gang, bis sich endlich Gertrud, eine Bauerstochter, entschloß, den Karl, der sich, seit er nur noch auf einem Auge sah, bedeutend gebessert hatte, zu heirathen. —

Die Jahre 1813 und 1814 mit starken Durchmärschen von Oestreichern, Russen u. hatten Krankheiten bei Menschen und Vieh im Gefolge. Erst nachdem Napoleon wieder von der Insel Elba zurückgekehrt, auf's Neue zum Schwerte griff, aber (1815 den 18. Juni) von den Engländern unter Wellington und den Preußen unter Blücher bei Waterloo vollständig geschlagen wurden, kehrte die Ruhe in Europa wieder. —

Heinrichs Ankunft und der Eltern Freude.

Es war ein heißer Sommertag des Jahrs 1818 und gerade Erntezeit. Es hielt wieder eine Kutsche von Beuron kommend beim Wirthshause an. Ein etwas schwächlig aussehender junger Mann stieg aus, in welchem der Wirth

bald den Herrn Heinrich, wie sie ihn jetzt nannten, erkannte. Ohne nur in die Wirthsstube zu gehen, sprang er schnell in sein elterliches Haus. Friedland, Helena und Agnes saßen gerade beim Abendbrod. Ihre Freude war beim Anblicke ihres Sohnes unbeschreiblich. Helena und Agnes weinten Freudenthränen. Heinrich konnte die vielen Fragen, die seine Mutter und Agnes wegen Hilba und ihren Kindern an ihn richteten, nicht alle schnell genug beantworten. Er mußte sich wirklich wundern, wie aus der kleinen Agnes seit seiner Abwesenheit ein so stattliches Frauenzimmer geworden. Bald fuhr die Kutsche vor. Es wurden mehrere Koffer in Friedlands Haus getragen.

Abends erfuhr der Vater von seinem Sohne, sein unerwartetes Erscheinen habe folgenden Grund: Er sei nun bereits 12 Jahre in seines Veters Geschäft beschäftigt gewesen. In den letzten 6 Jahren habe er das Geschäft eines Kaffiers besorgt. Er habe sich aber schon etwa ein Jahr unwohl und leidend gefühlt, ohne gerade gefährlich erkrankt zu sein. Die Aerzte haben ihm gesagt, seine ruhige, sitzende Lebensweise, verbunden mit sehr geistanstrengender Beschäftigung, würden ihm nach und nach seine Gesundheit vollständig zerstören. Er solle sich der ländlichen Beschäftigung widmen und wieder einmal seine Heimath besuchen. Da ich doch, fuhr er fort, noch nie vor hatte, ganz fern von meinen Eltern ein Hauswesen zu gründen, sondern meinen Eltern ein sorgenloses Alter zu verschaffen gedachte, so glaube ich durch mein Kommen beide Zwecke erreicht zu haben. Bei der Abrechnung mit meinen Vettern traf es mir etwa 12,000 Dollar. Sie nahmens mit mir nie genau und in letzter Zeit ist unser Geschäft ausgezeichnet gegangen. Ich will nun eine landwirthschaftliche Schule bei Bern besuchen und mich dann später ganz der Landwirthschaft widmen.

Heinrich erholte sich bald wieder und trat auch seine Reise nach Bern an. Aus einigen Briefen erfuhr er, daß Kunzen Karls Hauswesen nach und nach ganz in Zersall gerathe. Seine Frau war von Haus aus gewohnt nur Vieles zu brauchen und brachte doch nichts Schmachhaftes auf den Tisch. Vom Sparen, Eintheilen, was so vielen Bauernmädchen abgeht, wußte sie gar nichts. Karl sah selbst ein,

daß er weiter gekommen wäre mit einem ärmern, aber verständigerem und fleißigerem Mädchen. Daran ließ sich nun nichts mehr ändern. Auch er rechnete im Hauswesen zu wenig und trieb sein Geschäft nach altem Stiel. — Er gerieth in Gant. Friedland erzeigerte in Heinrichs Auftrag das ganze Gut zu 15,000 fl.

Karl mußte fast mit leeren Händen abziehen. Er wäre zum Bettler herabgesunken, wenn ihm Heinrich nicht auf einen Pachthof verholpen hätte.

Heinrichs Eltern hatten nur noch zwei Wünsche: ihre Hilda noch einmal zu sehen und den Heinrich glücklich zu verehelichen.

Sie luden also den Herrn Rau mit Hilda und die Kinder nebst Friedland, Beat freundlichst ein, und wirklich kam auch eine zusagende Antwort. —

Heinrich ließ nun zuerst das Kunz'sche Haus nobel herrichten im Wohn- und Dekonomiege- zu führen und stellt eine Person vor, die man darf überall sehen lassen und sich anständig zu betragen weiß. Es war gerade ein Sonntag. Komm, sagte die Mutter zu Heinrich, wir wollen in Agnesens Zimmer gehen. Da saß das gute Mädchen, beschäftigt, ihre Werktagskleider auszubessern. Sie war verhofft über diesen Besuch. Heinrich legte seine Hand auf ihre Schultern und brachte seinen Antrag vor. Agnes sah erröthend zu Boden und weinte. Heinrich rühmte, was ihm an ihr gefalle, was das Mädchen nur noch mehr in

Verlegenheit brachte, gleichzeitig aber auch ihre Reize nur erhöhte. Solchen Vorzug habe ich zwar nicht verdient, doch willige ich mit Freuden ein. Die Mutter öffnete Agnesens Kasten; sie hatte eine ganz noble Aussteuer. Hilda hat keine Aussteuer mehr nothwendig, sagte Helena, daher sorgte ich für Agnes. Hans hat auch schon oft gesagt, unsere Kinder brauchen unsere Hilfe nicht, Agnes hat zu unserm Wohlstande Vieles

bäude, daß er sich, wenn die Gäste eintreffen, nicht zu schämen brauche. Helena hätte es gerne gesehen, wenn auf die bevorstehende Ankunft der Gäste aus Amerika noch ein weiteres Fest hätte gefeiert werden können. Sie sprach daher eines Abends allen Ernstes mit Heinrich, ob er sich denn nicht auch bald eine Lebensgefährtin zu suchen gedente; er wäre jetzt alt genug, seine Gesundheit sei wieder hergestellt, auch verlange die Betreibung seines Gutes eine tüchtige Hausfrau. Sie machte Andeutungen, ob ihm hier kein Mädchen gefalle. Heinrich sagte rund heraus: hier würde seinem Geschmacke bloß ihre Agnes zugehen. Die Mutter ergriff Heinrichs Hand, drückte sie warm und sagte: da hast du jedenfalls die beste Wahl getroffen. Sie ist zwar eine arme Waise, aber das tugendhafteste, eingezogenste, fleißigste Mädchen. Sie ist sitzlich gut, unschuldig, versteht eine kleinere oder größere Haushaltung mit Vorthell



beigetragen; sie sei, wenn Heinrich und Hilda nichts dagegen einwenden, unsere Erbin. —

Heinrich führte seine Braut am Arme in die Stube. Friedland, der Vater, gab nach kurzer Erklärung seiner Frau, den Segen zu Heinrichs Vorhaben. Er sagte: Du hast eine gute Wahl getroffen, mein lieber Sohn. Agnes hat den besten Mann verdient, den sie, wie ich glaube, auch gefunden hat.

Die Bauarbeiten an Kunzens, nunmehr Heinrichs Haus, waren beendet. Ein Brief meldete nach einiger Zeit die Ankunft der Gäste aus Amerika.

Heinrich fuhr ihnen mit seiner Braut und den Eltern bis Beuron entgegen. Das war eine Freude, ein Jubel, ein Herzen und Grüßen. Rau und Hilda hatten ihre zwei herzigen Kinder und Friedland-Beat seinen ältesten Sohn mitgebracht. Ein großartigeres Fest als die Tags darauf folgende Hochzeit hat das Donauthal noch nie gesehen. Jung und Alt, Groß und Klein freuten sich ob dem Glück der Friedland'schen Familie. Der Förster und Lehrer waren auch bei der Hochzeit. Ersterer sagte: Da fällt mir doch bei, was schon meine Mutter mir gesagt hat: Die Reichen werden arm und die Armen reich. Dies sehen wir heute. Dieser Wechsel im Leben ist nicht nur notwendig, sondern auch nützlich. In jedem Orte können wir derartige Beispiele sehen. Was man aus einem Menschen macht, nur das wird er. Eine gute Erziehung und Bildung ist mehr als Geld.

Landwirthschaftliches.

Es wurde vorigen Jahrs vom Wanderer der Satz aufgestellt: wenn der Landwirth manchmal die Natur besser kennen würde, so würde er Manches, was er bisher gethan, nicht mehr thun, und Manches, was er nicht gethan hat, würde er thun.

Die Wahrheit dieses Satzes wollen wir den Lesern in einigen Beispielen vorführen.

Wohl kein Thier wird mit mehr Kostenaufwand und Beharrlichkeit verfolgt, als der Maulwurf — Scheer-



maus — deren Bild du hier siehst, und doch leistet keines unter allen dem Landwirth so im Stillen und unaesehen mehr Nutzen, — als eben der Maulwurf. Zur Verfolgung trägt jedenfalls die Ansicht bei: er ist einmal eine Maus und als solche schädlich, und zum Andern kocht er Haufen auf und macht die Wiesen uneben. Er entlockt dem Mäher darum auch manchen kräftigen Kluch.

Der Wanderer sagt: Biewohl er eine Maus ist, so ist darum seine Schädlichkeit noch keineswegs erwiesen,

sondern im Gegentheil. Es gibt auch nützliche Mäuse, wozu wtr, wie der Leser aus dem vorjährigen Wanderer weiß, die Fledermaus rechnen. Dazu kommt noch die Spizmaus und der Maulwurf. Alle diese Mäuse haben ein Gebiß, das nicht zum Nagen und auch nicht zum Rauen der Pflanzenwurzeln eingerichtet ist. Sie können somit keinen Gegenstand benagen und keine Pflanzen freßen. Untersuche einmal den Gang eines Maulwurfs, ob nur eine einzige größere Wurzel verletzt ist. Theile von kleinern Wurzeln werden mitunter mit dem Boden auf die Erdoberfläche geschafft, die sich aber rauch und schadlos wieder erheben; dagegen weicht der Maulwurf jeder größern Pflanzenwurzel sorgfältig aus. Er verrichtet ja seine ganze Arbeit bloß mit den Füßen, daß er aber gar die Wurzeln von Bäumen angreifen sollte, gehört in's Reich der Fabeln.

Als Thiere, die uns Pflanzenwurzeln zerstören und davon leben, nennen wir: die Engerlinge, die Regenwürmer, die Erbkrebse, die gewöhnlichen Mäuse u. s. w. Alle diese, insbesondere die ersten drei, haben aber gerade den Maulwurf zum größten Feinde. Ja er ist fast ausschließlich auf Engerlinge, Regenwürmer und Erbkrebse angewiesen. Er verschmäht aber keineswegs die Mäuse, insbesondere ist ihm ein Nest voll junger Mäuse ein wahrer Leckerbissen. Die Engerlinge, Regenwürmer und Erbkrebse vollführen ihr Zerstörungsgeschäft stets unter der Erde. Wir bemerken es erst dann, wenn es vollendet ist und der große Schaden uns vor Augen liegt. —

Bürden wir dem Maulwurfe zusehen können, wie er mit den Engerlingen umgeht, etwa so, wie wir dies bei einem Staar oder einer Raupe sehen, wenn sie auf unsern Bäumen die Raupen zusammen lesen, wahrhaftig der Maulwurf stünde bei den Menschen hoch in Gnaden; er wäre eines der geschätztesten Thiere.

Und was meinst denn du, mein lieber Leser, wie viel ein Maulwurf täglich Engerlinge und Regenwürmer verzehret? Er braucht, um leben zu können, täglich so viel, als er selber schwer ist, somit jährlich mehrere Doppelfester. Er kann auch gar nicht lange hungern und lebt alle 6—12 Stunden eine vollständige Mahlzeit. — Wird ihm in der Gefangenschaft 12 Stunden keine Nahrung gereicht, so stirbt er, auch dann, wenn er im Uebrigen ganz gut genährt war. Diese unersättliche Fresslust läßt ihm wenig Ruhe, und die Erfahrung lehrt, daß er regelmäßig Morgens, Mittags und Abends kocht, somit seine Wohnung vergrößert und neue Nahrung sucht. Alle seine Gänge durchläuft er täglich mehrere mal, um mit leichter Mühe das Ungezieser, das sich in dieselbe eingeschafft hat oder hineinfiel, aufzuzehren. Jedem Engerlinge und jedem Regenwurm brüät er, bevor er ihn aufzehrt, alle erdigen und pflanzlichen Stoffe so gut als möglich aus seinem Leibe heraus. Wieder ein Beweis, daß er nichts Pflanzliches liebt. Wie mancher Bauer steht vor seinem Morgen Wies und jammert, weil derselbe nicht nur gar kein Futter gibt, sondern auch noch den Rasen eingebüßt hat. Beim Aufheben des verdorren Raiens wimmelt alles von lauter Engerlingen. In solchen Fällen kommen Raben, Dohlen, Staaren, Spizmäuse und haken die Engerlinge heraus, aber da ist's leider zu spät. Auf solchen Wiesen, die so schrecklich zu Grunde gerichtet sind, und von denen der Wanderer 1866 viele Morgen mit eigenen Augen gesehen, wirkt so freilich seinen Maulwurf

erblicken. Du hättest betren Gulden, den du dem Maulwurfsfänger im Frühjahr bezahlt hast, behalten können. Circa 3—4 Maulwürfe hätten dir deine Wiese gerettet und dir 50—60 Zentner Heu und Dehmb eingebracht, dafür hättest du auch einmal die Scheerhaufen verreden dürfen. Jetzt kannst deine Wiese herumackern oder 2—3 Jahre warten, bis sie wieder mit kräftigem Rasen bewachsen ist. Wie viele tausend und Millionen Markkäfer pflanzenst du aber auf diese Art für deine Obstbäume und für die deiner Mitbürger?

Man hat Beispiele, daß in Saat- und Baumschulen tausende von jungen Pflanzen und Bäumen zu Grunde gingen. Die Engerlinge hatten deren Wurzeln benagt und zerstört. Gilische Maulwürfe, die lebendig gefangen und an diese Orte verbracht wurden, reichten hin, dieses Uebel in ganz kurzer Zeit zu beseitigen und allem weitem Schaden vorzubeugen. —

Auf einem großen Landgute in Schlesien drohten von einer Seite her die Engerlinge und anderes pflanzenfressendes Ungeziefer ein aus circa 100 Morgen bestehendes Reepsfeld zu zerstören. Ja es war schon ein hübscher Anfang gemacht, und täglich bemerkte man einen bedeutenden Fortschritt im Zerstörungsgeschäfte. Der Wirtschaftsinспекtor des Gutes kaufte für hohe Preise so viele lebende Maulwürfe, als er aufreiben konnte, verpflanzte sie in sein Reepsfeld und rettete dadurch die große Ernte fast vollständig.

Mancher steht im Herbst rathlos vor seinem Kartoffelacker, auf dem ihm die Engerlinge bereits die ganze Ernte gefressen haben. Ein einziger Maulwurf, der in einem Tage mehrere Kartoffelreihen vollständig säubert, ohne einen Haufen zu stoßen, da er sich in dem lockern Kartoffelfeld bloß durchwindet, hätte seine ganze Kartoffelernte gerettet.

Im Herbst verkrücht sich alles pflanzenfressende Ungeziefer tiefer in die Erde und entzieht sich dadurch allen Verfolgern, nur dem Maulwurfe nicht. Die Spitzmaus erreicht die tiefer versteckten Thiere nicht mehr. Der Igel fällt in den Winterschlaf und die Staaren, Saatkrähen und Wiebchöpfen sind in wärmere Länder gezogen. Der Maulwurf aber zieht sich auch in die Tiefe und treibt sein Ungezieferverteilungsgeschäft unaufhörlich fort.

Saae nun, mein lieber Leser, hältst du auch jetzt noch den Maulwurf für ein so gefährliches, schädliches Thier? Bringt er uns nicht zehn ja hundert mal mehr Nutzen als Schaden? Wie meinst, wenn es den Menschen wirklich gelänge, alle Maulwürfe zu fangen und dieses gleich aus der großen Kette der Thierwelt herauszubringen? Bald, bald als wir glauben, würde die ganze Natur einer Wüste gleichen. Die Pflanzenwelt müßte nach und nach vollständig zu Grunde gehen, weil sich das pflanzenwurzelnfressende Ungeziefer so erstaunlich rasch vermehren würde, ohne einen ihm entsprechend gewachsenen Feind mehr zu finden.

So geht es aber überall, wo der Mensch aus Unkenntniß zerstörend in die Natur eingreift. Würden z. B. die insektenfressenden Vögel überall geschont, gehegt und gepflegt, und insbesondere in Italien und den Südländern nicht millionenweise eingefangen und verspeiset, wahrhaftig — wir würden gewiß nie von einem Raupenraße hören.

Der Wanderer weiß zwar wohl, daß er mit seiner

Maulwurfsprebigt nicht überall durchdringt. Er möchte daher denen, die glauben, das Einfangen nicht ganz aufgeben zu können und dürfen, den Rath geben, doch die Maulwürfe wenigstens in Wäldern, Feldern, Gärten ganz zu schonen und auf Wiesen nur im Frühjahr' nie aber im Spätsommer oder gar im Herbst zu fangen. Ein ausgezeichneter Landwirth hat seiner Zeit den wahren Satz gesprochen: Im Maulwurfe verfolgen wir unsern besten Freund.



Mein Pfeifchen.

Melodie. Was frag' ich viel nach Geld und Gut.

Mein Pfeifchen schmeckt mir stets so gut
 Daß' ich's nicht lassen kann;
 Verschafft mir einzig heitern Muth,
 Macht mich zum weisen Mann;
 Mein Pfeifchen, mir vor Allem lieb,
 Mir oft die Grillen schon vertrieb.

Und wenn der Kloben ausgeraucht,
 Was Tag für Tag geschieht,
 Auch ich den Knäuel aufgebraucht,
 Mein Rütterden sich müht:
 Dem Herzenskinde — o wie gut —
 Zu schaffen, was so noth ihm thut.

Es weiß: ich spaß' nicht allzulang,
 Wenn mir das Pfeifchen fehlt;
 Kennt längst schon meinen Kriegsgefang,
 Drum es den Frieden wählt;
 Sieht, hört es nicht, die Flage auf,
 Und schreibt das Wörtchen „Liebe“ drauf.

So rauche ich in Fried' und Ruh'
 Mein Pfeifchen täglich aus,

Und summ' ein Liebchen wohl dazu,
Verachte Saus und Braus.
O Pfeifchen! Bist mir gar so lieb,
Dhn' dich wär's um mich öd' und trüb.

Käm' meine Duscünä doch
Und sähe mich jetzt an!
Sie würde Feu'r und Flamme noch
Für solch einen Galan;
Ihr Herze lachte ihr vor Lust
In der von Lieb' erfüllten Brust.

Wer nicht wie ich sein Pfeifchen raucht
Ist gar ein dummer Nicht,
Und solchen Einfaltspinsel braucht
Man selbst am Nordpol nicht,
Mein Pfeifchen! Hörst? Ich hab dich lieb,
Dir meine Seele ich verschrieb'.

Der Tabakssteuer acht' ich nicht,
Bleib' meinem Pfeifchen treu,
Hab' acht, daß es mir nicht zerbricht,
Noch lang' an ihm mich freu.
Zerbrüch es doch? — Mein Aug' würd' trüb', —
Ich hab' es über Alles lieb. —

Das elendeste Geschöpf.

Wer einmal ins Donauthal kommt und durch Hausen geht, kann dort einen Mann sehen und kennen lernen, der unser Mitleid in vollem Maße verdient. Wenn er geht, so weiß man nicht, ob er nach vorwärts oder rückwärts, nach rechts oder links umfällt. Man glaubt ihm in seiner trostlosen Lage helfen zu müssen. Man heißt ihn schlechtweg Klose-Michel.

Leztthin frug nun der Lehrer aus einem Ort im Donauthal, nachdem über erhabene und niedere Geschöpfe gesprochen worden, welches denn das elendeste Geschöpf auf der Er'e sei? Nachdem aber auf diese sonderbare Frage lange keine Antwort erfolgte und sie der Lehrer nochmals stellte, stund ein Schüler auf und sagte: das elendeste Geschöpf ist der Klose-Michel von Hufe. —

Auf einem Filialorte las der Pfarrer eine Messe und ging nach dem Gottesdienste in's Wirthshaus zum Kaffee. — Da kam auch der Polizeidiener in's Wirthszimmer und sagte: Guten Morgen, Herr Pfarrer! „Guten Morgen Jäger-Michel!“ erwiderte der Pfarrer. Ihr müßt aber auch euere Kappe abziehen. Dies ist sonst schicklich.

Der Polizeidiener: Ja Herr Pfarrer. Des ist nit mei Kappe. Die fehrt der Gmoind!!! —

In einer Brauerei wartete der Knecht mehrere Nächte auf ein Kalb, da die Zeit beim Blas-

schon lange herum war. Gleichzeitig hatten sie auch ein trächtiges Pferd, dem aber noch keine besondere Aufmerksamkeit geschenkt wurde. In der Nacht vom Sonntag auf den Montag hatte der Knecht etwas Hoch und versäumte seine Pflicht, im Stall nachzusehen. Am Morgen erst fiel ihm seine Nachlässigkeit ein. Er springt schnell in den Stall, öffnet die Thür und sieht ein junges Füllen sich im Stroh wälzen. Schnell springt er zum Meister und sagt: Kummert schnell d' Kuh hätt e Füllli ka! —

Das Großh. Bezirksamt verlangte vom Bürgermeister-Amt in Drillsheim die berichtliche Ein-sendung „wie viel Bescheler zur Zeit im Orte gehalten werden.

Der Bericht lautete etwa so: Gehorsamst zu berichten.

In unserer Gemeinde finden sich keine Bescheler vor, mit Ausnahme des alten Polizet. Der besch=elet noch hie und da; aber sei Sach will nimme viel heiße. —

Herr v. Kühlthal erzählte seiner Frau, er habe jetzt den Schimmel verkauft für 30 Luisdor. Da frug seine Tochter, wie alt er denn schon gewesen sei. Drei Jahre sagte Herr v. Kühlthal. Die Tochter sagte hierauf. Wie viel würden wir erst aus dem Fuchsen lösen, da er schon 18 Jahre alt ist. —

Der vergangene Markstein.

Als im vergangenen Winter die Wiesen der Gemarkung H.....n ausgemessen und mit Pfählen versehen wurden, setzte der Zimmerhannes anstatt einen Pfahl, eine schön gefrorene Eischolle, in der Gestalt eines Marksteines, an eine seiner Wiesengrenze, mit dem festen Vorsage: „Du gehst mit mir weg, Donnerwetter, wie klein ist meine Wiese;“ — und so ließ er den Grenzpfahl ohne nachzusehen stehen bis in die Heuernte, wo er sodann lange nach dem Eischollen suchte, der natürlich längst verschmolzen war. Er theilte dies nun seinem Schwager Ruf mit, der ebenso verschwiegen war und fast Niemanden etwas davon sagte. Nun ist die Wiese größer geworden, und der Zimmer-

hannes hat, außer Wunder zu sein über den vergangenen Markstein, einen Stein vom Hohenzwiel setzen lassen. —

Zwei Personen verklagten sich um den Besitz eines Hundes, und gaben beide gewisse Zeichen dafür an, daß der Hund ihnen gehöre. Der Richter entschied in salomonischer Weisheit, daß der Hund in den Gerichtssaal gebracht und von einem Diener festgehalten werden solle. Dann solle jeder der Klagenben durch ein „Bst!“ den Hund locken, und wem er zulaufe, dem solle er gehören. Der Erste machte „Bst!“, der Zweite machte „Bst!“ Aber der Hund in diesem Augenblicke freigelassen, entfloß blitzschnell durch die offene Thüre.

Ein Gymnastallehrer entdeckte auf einem Spaziergange sechs Tertianer Taback rauchend. Die Meisten suchten sich damit zu entschuldigen, daß sie behaupteten, sie gebrauchten den Taback als Medizin. Der Erste hatte Zahnschmerzen, der Zweite Verdauungsbeschwerden, der Dritte Verschleimung, der Vierte Drüsenleiden, der Fünfte Kolik. — Und warnum rauchst du Taback? fragte er den Sechsten. — Ich — ich rauche Kastanienblätter, antwortete dieser bescheiden.

Manche behaupten, der Regenschirm sei ein bedeutungsvolles Zeichen des menschlichen Charakters, der Mann, welcher selten ohne Regenschirm gehe, und nie in den Fall komme, ihn irgendwo stehen zu lassen, sei als ein sicherer Charakter zu betrachten, dem man Ueberlegung, Berechnung und Sparsamkeit zuschreiben, dem man viel anvertrauen könne; der Mann dagegen, welcher stets seinen Regenschirm stehen lasse, habe einen Anflug von Leichtsinne, sei zerstreut, denke nicht an das Morgen und vernachlässige seine Verpflichtungen. Man dürfe ihm nicht viel anvertrauen, am wenigsten eine Frau, denn sowie er seinen Schirm vergesse, könne er leicht auch seine Frau vergessen.

Müller: Nun Mayer wie gefällt dir's Theater heute.

Mayer: Ganz gut, doch ist's nichts gegen ein München.

Müller: Wie ist's denn dort.

Mayer: Ja schau, dort hab' ich eine Oper gesehen, da haben sie kein Wort gesprochen, alles war Pantomime.

Müller: Da hast du freilich einen recht musikalischen Genuß gehabt.

Vortheilhaftes Geschäft.

Der sogenannte Schwabenbauer von G... kaufte einmal ein Pferd für 400 fl.; es war ein außerordentlich schönes Thier. — Doch kaum hatte er es 3 Wochen im Stall, so fiel dasselbe ungefähr 40 Fuß durch die Scheuer hinunter und zerquetschte sich so erbärmlich, daß es mußte getödtet werden. — Der Schwabenbauer ließ nun aus dem Fett des Pferdes Wagenschmiere bereiten, und behauptete allen Ernstes, er habe daraus ebenso viel erlöst, als ihm das Pferd gekostet habe. — Niemand will dies aber glauben, und auch der „Wanderer“ gehört zu diesen Ungläubigen, und ist der Meinung, daß der Schwabenbauer sich selbst angelogen habe. —

Wie man die Magd spart.

Nachstehender interessanter Fall ereignete sich in Cincinnati: Ein Mann, Namens Jamison, der seine Haushaltungs-Ausgaben einzuschränken wünschte, wandte folgendes sinnreiche Mittel an, um zu seinem Ziele zu gelangen: Er küßte nämlich morgens sein hübsches Dienstmädchen, während er wußte, daß seine Frau ihn beobachtet. Das Resultat war, daß die Frau die Magd sofort entließ und daß Hr. Jamison seitdem 12 Dollars per Monat spart. Der geistreiche Erfinder sollte ein Patent auf sein untrügliches Mittel herausnehmen.

Auflösung der Räthsel.

1. Nichtpuge, die. — 2. Wenn sie keinen Grund mehr haben. — 3. Die Handschuhe. — 4. In Westen.